Ueber die berechtigung des optimismus

Carl Prantl





Ueber die

Berechtigung des Optimismus.

Ueber die

Berechtigung des Optimismus.

Rede

an die Studirenden

beim Antritte des Rektorats

der

Ludwig-Maximilians-Universität

gehalten

am 29. November 1879

von

Dr. Carl von Prantl.

München.

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Hochanſehnliche Verſammlung!

Wenn durch eine ältere Vorſchrift und durch ununterbrochenes Herkommen dem jeweiligen Rector es obliegt, im Namen der höchſten Bildungsanſtalt an die Studirenden eine aneifernde Anſprache zu richten, ſo wird der Redner wahrlich nicht die vergebliche Abſicht verfolgen, in die Seelen der akademiſchen Jünglinge gleichſam wie in ein leeres Gefäß neue ungehörte Pflichtgedanken von Außen hineinzutragen und hiedurch eine völlige Umwandlung zu bewirken. Welche die Pflichten ſeien, die Sie übernehmen, iſt Ihnen ſchon oft durch Andere geſagt worden und haben Sie Sich auch Selbſt oft geſagt. Es ließe ſich ja überhaupt die Anſicht vertreten, daß jede Ermahnungsrede in gewiſſem Sinne je nach Befund der Begabung des Hörers entweder, falls demſelben das Richtige mangelt, erfolglos, oder aber, wenn er genügende Tüchtigkeit beſitzt, überflüſſig ſei. Doch „wer hat, dem wird gegeben“, d. h. jedes Beſitzthum iſt entwickelungsfähig und trägt die Möglichkeit einer Steigerung der Erträgniſſe in ſich. Anzuknüpfen alſo an Vorhandenes und daſſelbe anzufachen,

um die Empfänglichkeit in Thätigkeit umzusetzen, dürfte wohl kaum ein zweckloses Unternehmen sein.

Indem ich somit den Vorrath desjenigen überblicke, was Sie, meine jungen akademischen Freunde, seit kürzerer oder längerer Zeit bereits als Vorhandenes hieher mitgebracht haben, so ist derselbe immerhin leidlich groß, so daß mir die Wahl eines Anknüpfungspunktes schwer werden könnte. Sie haben in Ihren Vorstudien, wenn auch vielfach ungeahnt, eine Fülle einzelner idealer Güter in sich aufgenommen, deren jedes einer weiteren Erweckung und Darlegung reichlichen Raum gäbe; — doch hierauf soll meine Rede nicht abzielen. Im Allgemeinen aber haben Sie, Dank Ihren Eltern, Erziehern und Lehrern, eine sittliche und geistige Stufe erreicht, welche Ihnen, sei es erst jüngst oder bereits früher, in amtlichem Stile durch ein Zeugniß der Reife bestätigt wurde; diese Reife jedoch ist oder war, wie Sie wohl Selbst fühlen, immerhin noch eine sehr relative, welche etwa der Reife einer Knospe zu vergleichen wäre. Und eben nun in Ihrem selbsteigenen Wunsche, daß diese hoffnungsreiche Knospe sich entfalte und dereinst zur erfreulichen Frucht gedeihe, möchte ich den glimmenden Funken wählen, welchen anzufachen mir gestattet sei.

Ich glaube nemlich sicher annehmen zu dürfen, daß Sie Alle nicht ohne freudige Begeisterung die Schwelle der Universität betraten und hieran eine, wenn auch unbestimmte, Erwartung knüpften, daß kraft eigenen Thuns sich Ihre spätere Zukunft möglichst günstig gestalten werde. Dieß ist

der Boden, auf welchen ich mich mit Vergnügen stelle, um Sie einzuladen, eine kurze Weile dem bescheidenen Rauschen eines Wellenschlages der Philosophie Gehör zu schenken, wenn ich zu Ihnen über die Berechtigung des Optimismus zu sprechen gedenke, welchem ja, wie bekannt, seit längerer Zeit als Modekrankheit eine pessimistische Weltanschauung gegenüber getreten ist.

Wohl bin ich mir hiebei der Schwierigkeit meiner Aufgabe bewußt und muß von vorneherein milde Nachsicht beanspruchen, insoferne es nicht gelingen kann, ein Problem, dessen Besprechung in der Literatur nahezu eine kleine Büchersammlung bildet, in dem engen Rahmen einer Rede allseitig begründet zu erledigen. Wenn ich mich auf einige Gesichtspuncte und Fingerzeige, welche vielleicht auf Weiteres und Tieferes hinweisen könnten, beschränken muß, so sei auch für diese eine freundliche Aufnahme erbeten.

Gerne möchte ich voraussetzen, muß aber jedenfalls lebhaftest wünschen, daß Sie, meine jungen Freunde, nicht bereits Selbst von jener Denkweise angekränkelt sind, welche nicht nur aus einer weit verbreiteten philosophischen Literatur, sondern auch aus Werken der deutschen oder der italienischen Poesie oder selbst aus populären Schriften über Geographie, Völkerkunde und Culturgeschichte, ja in neuester Zeit sogar aus einem eigenen Pessimistenbreviere geschöpft werden kann. Nicht daß ich etwa der Meinung wäre, es solle Ihnen diese zur Zeit einmal vorhandene Strömung vorenthalten bleiben,

sondern ganz abgesehen von der Frage über die Wahl geeigneter oder geeigneterer Lectüre geht mein Wunsch dahin, daß Ihre geistige Begabung solch ansteckend-wirkenden Einflüssen den richtigen Widerstand entgegensetzen möge; und ich möchte eine Erfüllung dieses Wunsches schon darum erwarten, weil es mir nicht wahrscheinlich dünkt, daß Sie mitten in den Frühling Ihres Lebens einen erstarrenden Winter hätten einziehen lassen. Auch werden Sie ja als wahrhaft Studirende gewiß frei sein von jener vielfach verbreiteten Oberflächlichkeit und Blasirtheit, welche ohne alle Ahnung eines tieferen Lebensgehaltes lediglich das Pikante aufsucht und schließlich die auch hierin wieder abgestumpften Nerven nur noch pessimistisch durch „erquickenden Verdruß" aufzustacheln vermag. Aber wenn der Pessimismus seinerseits selbst mit dem Anspruche auftritt, gegenüber einer allgemeinen Seichtigkeit und einer illusorischen Träumerei der gewöhnlichen Menschen zum ausschließlichen Besitze der wahren Tiefe des Lebens vorgedrungen zu sein, wenn er Methode angenommen hat und in dem stolzen Gewande wissenschaftlicher Darlegung einherschreitet, ja selbst als einzig sachgemäße Philosophie sich verkündet, so ist die Sachlage bereits ernster, indem gerade auch für die Jünger der Wissenschaft eine Verlockung gegeben ist, sich durch Anschluß an diese jüngste Errungenschaft der Philosophie vollends auf den Boden der modernen Zeit zu stellen.

Einzelnen Ausrufen, Sentenzen und Sprüchen, welche in größerer und kleinerer Tragweite, mit geringerer oder

stärkerer Heftigkeit Klagen über die Vergänglichkeit der Dinge und über die Leiden des Menschenlebens kundgeben und somit an den Pessimismus stiller oder lauter anklingen, begegnen wir nahezu in allen Zeiten und bei allen Völkern, so daß man auch sammelnde Zusammenstellungen versuchte, um einen allerdings sehr fadenscheinigen Inductionsbeweis für die angebliche Allgemeingültigkeit derartiger Grundsätze zu gewinnen. Und wenn sodann in der Blüthezeit unserer Romantik es einzelne Personen waren, welche sich für die auserwählten Verzweifelten hielten und den Weltschmerz als ein nur ihnen zustehendes Privilegium beanspruchten, so verblieben solche Vertreter einer bloß subjectiven Stimmung immerhin noch ebenso in der Minderheit, wie jene mannigfachen Klagerufe sich doch nur als die nothwendigen Schattenstriche eines lichtvoll glänzenden Gemäldes erweisen. Hingegen zu einem objectiv auftretenden Systeme den Pessimismus zu erheben, war erst der Neuzeit vorbehalten, in welcher das allgemeine Weltgesetz der Welt-Nichtigkeit sowohl von der bahnbrechenden Philosophie entdeckt wurde, als auch zugleich berufen sein soll, künftig in der Ueberzeugung der Massen den Grundzug zu bilden.

Man preist die Pflanzen und die Thiere glücklich, weil sie nicht zum Bewußtsein des Welt-Elendes gelangen, dem Menschen aber, welcher höchstens im traumlosen Schlafe an der vegetabilisch-animalischen Seligkeit Theil nimmt, wird das Dasein selbst als ein Unglück zugewiesen, sowie als höchstes

Ziel die Einsicht in die Unvernünftigkeit des Lebenwollens, denn durch die Wahrheit werde der ganze Umkreis jener Illusionen beseitigt, durch welche den gewöhnlichen Menschen das Leben noch als erträglich erscheine. In Wirklichkeit ja sei jede Willensäußerung aus einem Bedürfnisse entsprungen und trete als eine der Befriedigung desselben dienende Anstrengung auf, jede Anstrengung aber sei ein schmerzliches Uebel, und ebenso hinwiderum jede Befriedigung nur ein vorübergehender Ruhepunkt und folglich an sich illusorisch; ja gerade mit Steigerung der menschlichen Intelligenz steigere sich die Empfindlichkeit für Bedürfnisse und somit die Tantalus-Qual einer fortwährenden Nichtbefriedigung derselben. Ergebe sich sonach, daß im ganzen Menschengeschlechte stets die Summe des wenigen Glückes weit überragt werde von der Summe des weitverbreiteten Unglückes, so sei in einer Welt, welche in ihrer gesammten Einrichtung sich als die möglichst schlechteste erweise, das Leben ein Geschäft, welches die Kosten nicht decke.

Solcher Art lautet in Kürze die Weltanschauung des modernen Pessimismus, so daß den ruhigen Beobachter selbst nahezu eine gleich entsprechende Stimmung überkommen könnte, insoferne er an einen drohenden Niedergang der Cultur zu denken geneigt sein müßte, da bei aufsteigender Cultur noch nie derlei Nihilismus zu solch systematischer Gestaltung gelangt ist.

Was nun wollen wir erwidern? oder richtiger: Was können wir in begründeter Weise entgegenstellen? und folg-

lich: Wie müssen wir den gegen unser ganzes Dasein gerichteten Angriff der Verzweiflung abwehren?

Indem wir uns hier an einer Stätte der Wissenschaften befinden, dürfte wohl diejenige unter denselben, welche nach allgemeiner Annahme sich mit den letzten und umfassendsten Fragen beschäftigen soll, die Verpflichtung in sich fühlen, auch für das „Lebenwollen" des Menschen eine schließliche Stütze aufzuweisen, und zwar wird hiebei die Philosophie zur Lösung des Problemes wo möglich einen Ausgangspunct zu gewinnen suchen, welcher keinem Zweifel unterliegt und sich sonach als taugliche Basis weiterer Begründung erweist.

Schlicht und populär möge die Formel lauten: „Der Mensch wird Optimist sein aus Gefühl des eigenen Werthes" oder wie in edler schönerer Weise es Schiller ausdrückte:

„Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Busen trägt."

Doch indem wir hinzufügen, daß wir bei der genaueren Frage um diesen Schatz eben an den allgemeinen Werth des Menschenwesens denken, sind wir einer philosophischen Erwägung um Vieles näher gerückt, wenn auch zugegeben werden muß, daß das Gefühl, ein Mensch zu sein und sich wahrhaft als solchen bethätigen zu wollen, in tausend Abstufungen dunkler oder heller, unreifer geahnt oder reifer gedacht, beschränkter oder umfassender, ja auch verschobener oder zutreffender auftreten kann.

Indem nun die Philosophie dem alten Imperative des

γνῶθι σεαυτόν folgend den Werth des Menschen zu erfassen versucht, ist sie ebenso unwillkürlich als unweigerlich auf eine Vergleichung desselben mit anderen uns erfahrungsmäßig bekannten Wesen hingewiesen. Hiebei aber glaubt sie Einen unbestreitbaren Punct zu entdecken; nämlich wenn man auch noch so sehr entweder in sentimentaler Bewunderung die Thiere zum Menschen hinaufrückte, indem man in ihnen Künstler oder selbst Staatenbildner entdecken wollte, oder aber in materialistischem Stumpfsinne die Menschen zum Thiere herabdrückte, indem man alle Heterogeneität der menschlichen Entwicklung verneinte, verbleibt doch der unwidersprechliche Unterschied, daß in des Menschen psychischer Begabung die Fähigkeit liegt, in und neben den Sinnes-Eindrücken des räumlich Ausgedehnten auch die Intensität des Zeitverlaufes selbst erfassend festzuhalten. So kann der Mensch und zwar nur der Mensch zählen und den Faden reiner Succession derartig fortspinnen, daß von jenem, womit der jeweilige Zeit-Theil erfüllt ist, abgesehen und somit eine Unabhängigkeit vom materiellen Einzeln-Befunde bethätigt wird. Die entscheidende Folge hievon ist, daß der Mensch zum unwandelbaren Bewußtsein gelangt, im Wandel der Eindrücke der nämliche zu sein und zu bleiben, der er vorher war, d. h. zu einem die Persönlichkeit in sich schließenden Ich-Bewußtsein, in welchem die Unterscheidung und zugleich Wechselbeziehung zwischen Subject und Object ermöglicht ist. So läge in einem eigenartigen Zeit-Sinne oder Continuitäts-Sinne eine greifbare Fassung

jenes unbeschreiblichen Etwas, wodurch im Unterschiede vom Thiere alle menschliche Entwicklung bedingt ist; denn durch solche Begabung allein setzt sich die thierische Perception der Umgebung in die denkende menschliche Wahrnehmung um, erhebt sich das befangene animalische Wollen zur weitgreifenden Beabsichtigung und Zielsetzung, und steigert sich die Verlautbarung der Thiere zur gedankenhaltigen Sprache der redenden Menschen. Der Mensch ist nicht bloß Verzehrer und Benützer der materiellen Umgebung, er ist auch Werkmeister, Umbildner, Verbesserer des Vorliegenden, ja Schöpfer unzähliger Dinge und Verhältnisse, sowie mannigfachster Gesetze, welche erst mit der allmäligen Entfaltung des Menschenwesens in Erscheinung traten. Kein Thier steckt Samenkörner in die Erde, kein Thier macht Feuer, kein Thier fertigt sich Werkzeuge, Geräthe oder Waffen an, kein Thier schmückt sich, kein Thier — doch wozu eine weitere Aufzählung allbekannter Dinge!

Daß der Mensch auf Sinnesfunction angewiesen ist, hat auch der Idealismus, selbst wenn er die Existenz objectiver Dinge bestritt, nie bezweifelt, und ohne Nerven vermag der Mensch Nichts von Allem, was er leistet, zu bethätigen, aber auch nicht ohne die Empfänglichkeit eines Zeit-Sinnes, welcher ein nicht concret Materielles in wirkliche Wirksamkeit treten läßt und hiedurch die Basis aller Aeußerungen der sämmtlichen idealen Impulse ist. Jawohl unentbehrlich — nicht etwa nur als lästige Erbschaft überkommen — sind uns die



Worte „Ideales" oder „Idealität" zur Bezeichnung desjenigen, was im Vergleiche mit den Thieren im Menschen als Anderartiges sich entwickelt. Auf eine volle Darlegung der segensvollen Reihe der idealen Functionen im Menschenleben muß allerdings hier verzichtet werden, insoferne hiezu das ganze System der sogenannten Geistesphilosophie erforderlich wäre; aber einige Blicke in das Walten der erwähnten Begabung dürften vielleicht bereits genügen, um ein Ergebniß zu erreichen, welches uns im Allgemeinen den Werth des Menschenwesens, um welchen wir oben fragten, erkennen läßt, so daß die gleiche Grundlage auch für Uebriges giltig wäre.

Es mag sein, daß die Thiere bei ihrer vielbesprochenen Zuchtwahl von einem gewissen Gefühle der Schönheit geleitet seien; aber abgesehen davon, daß bei solcher Ausdrucksweise bereits eine nicht unbestreitbare Uebertragung menschlicher Empfindungsart mitspielt, liegt solchen thierischen Motiven eben doch nur eine selbstsüchtige Freude an dem selbsteigenen Einzelnwesen zu Grunde, und wir werden nicht irren, wenn wir dem Thiere die Fähigkeit absprechen, z. B. eine Landschaft als solche schön zu finden. Der Mensch hingegen, welcher, wie bemerkt, Subject und Object unterscheidet und beides im Zusammenwirken erfaßt, trägt ein ideales Gefühl auch in die objective Umgebung hinein und kann hiebei selbst die Erwägung seiner realen Bedürfnisse geradezu bei Seite setzen. Wir finden ja z. B. ein Gletscher-Gebirge zum Entzücken schön, während wohl Niemand die Gletscher als eine sehr

nützliche Einrichtung bezeichnen wird, oder man braucht nicht ein Nero zu sein, d. h. ein Nero, wie ihn die Sage darstellt, um sogar bei einer Feuersbrunst trotz Allem auch eine momentane Empfindung des Schönen auftauchen zu lassen. Ein unsagbares Etwas heißt uns in die objective Naturbetrachtung ästhetische Motive hineinlegen, um dieselben sodann im Kunstschönen durch mannigfaltigste Selbstthat als einen geistigen Gewinn daraus davonzutragen, welcher weit über den individuellen Egoismus des Genießens emporragt, indem er von der gemeinschaftlichen idealen Begabung einer Mitwelt mitempfunden wird.

Desgleichen sucht ja gewiß jedes Naturwesen sein Dasein zu erhalten und somit seinen ihm eigenthümlichen Zweck zu erfüllen, — ein Thatbestand, bezüglich dessen das jüngst in Uebung gekommene Wort „Zielstrebigkeit", welches vielleicht auch in der anorganischen Natur (bei chemischer Wahlverwandtschaft und bei Krystallisation) seine Geltung bewähren dürfte, kaum durch ein besseres ersetzt werden kann. Jedenfalls aber wirkt in der Thierwelt auch dieser Impuls lediglich im Dienste des selbsteigenen Einzelnwesens, und wir befürchten nicht, auf Widerspruch zu stoßen, wenn wir sagen, daß kein Thier die Zielstrebigkeit anderer Naturdinge anerkennt, sondern jedes rücksichtslos, soweit seine Macht reicht, nur seine animalischen Zwecke verfolgt. Der Mensch aber vermag auch in dieser Richtung die objective Außenwelt und die subjectiv eigene Sphäre unterscheidend festzuhalten und in

Beziehung zu setzen. Indem er für beide gemeinschaftlich aus seinem Zweckbewußtsein schöpfend den Begriff des Guten als des dem wahren Wesen Nützlichen erfaßt, erblickt er in seiner sämmtlichen Umgebung ein teleologisches Wirken und erkennt ebenso in seiner eigenen Zielstrebigkeit den Imperativ, die Menschenwürde allseitig aufrecht zu halten, wobei sich die bewußte Fügsamkeit unter das Allgemeine zur sittlichen Idee gestaltet, vermöge deren seit Menschengedenken die ausschließliche Geltendmachung egoistischen Strebens in dem nämlichen Maße von der Mitwelt verurtheilt wurde und wird, in welchem andrerseits durch die jeweilige Auffassung des Menschen-Ideales der Einzelne sich geleitet und gehoben findet.

Ebenso ferner wird jeder Unbefangene zugestehen, daß auch die Thiere Causalitäts-Schlüsse machen, und zwar sowohl rückläufige, z. B. wenn ein Thier erspäht, woher ein Angriff gekommen sei, als auch Erwartungsschlüsse, in Folge deren es von Furcht oder von hoffender Begierde ergriffen wird. Und wenn man sonach in Kürze sagt, daß auch die Thiere denken, so möge hierüber nicht der Wortstreit zur Hauptsache gemacht werden, wenn es uns auch rathsamer erscheint, bei Thieren von einer Auffassung zu sprechen und das Denken für uns Menschen zu reserviren. Im thatsächlichen Befunde ja ist ersichtlich, daß auch jene thierischen Schlußfolgerungen lediglich dem selbstischen Erhaltungstriebe des Einzelnwesens dienen, und wir werden sonach nicht fehlgreifen, wenn wir

dem Thiere sowohl die Befähigung als auch das Bedürfniß absprechen, über den objectiven Befund der Dinge als objectiver wissentlich nachzudenken. Des Menschen Begabung aber führt im Laufe der Cultur zu einem allumfassenden sowohl das eigene Ich als auch die ganze uns zugängliche Welt umspannenden Wissensdurste, in dessen jeweiliger Befriedigung sowohl der Forscher als auch die der Wahrheit bedürftige und für dieselbe empfängliche Mitwelt den höchsten Sieg idealen Strebens feiert, — ein Gebiet, welches für uns hier an dieser Stätte schwerlich einer weiteren Lobpreisung bedarf.

Ziehen wir aus diesen wenigen Strichen eine Summe, so wird bereits der Werth des Menschen nicht mehr zweifelhaft sein. Er besteht darin, daß in den psychischen Kräften desselben eine Entwicklung ermöglicht ist, in welcher ein subjectives Ich-Bewußtsein eine wesenseinheitliche Wechselbeziehung mit der Objectivität bethätigt und dabei zugleich kraft einer Allgemeinheit die Einzeln-Individuen umfaßt und überragt. Dieses Allgemeine, mag es in leisen keimartigen Anklängen oder in reicherer Gestaltung, mag es in Sitte und Sittlichkeit oder in Recht und Staat oder in Kunst, Religion und Wissenschaft auftreten, bezeichnen wir mit dem einheitlichen Begriffe des Idealen, welcher uns sonach als untrennbar vom Menschenwesen gilt. Vergleichbar jenen Blumen, welche erst nach Tagesanbruch bei vollem Sonnenscheine ihre Blüthenblätter entfalten, bedürfen auch alle wahrhaft menschlichen Antriebe der belebenden Kraft jener centralen Leuchte,

durch welche unser ganzes sinnliche Dasein erhellt ist. Sich in der dem eigenen Wesen einwohnenden Begabung wirklich als Mensch zu fühlen und wirksam als solchen zu bethätigen, — darin liegt der letzte unentreißbare Grund des Optimismus. Der Mensch trägt die Fähigkeit idealer nicht-thierischer Impulse in sich, und sowie überhaupt das erstrebte Ziel in der Verwirklichung der potenziellen Anlage besteht, so wird auch beim Menschen die Entwicklung des ganzen vollen Gehaltes als beglückendes Gut zu suchen und, soweit sie erreicht ist, mit heiterer Genugthuung zu begrüßen sein.

Es ist eine klägliche wohlfeile Weisheit, alle Ideale als Illusionen zu bezeichnen. Menschliche Cultur ja ist eine Thatsache, und nur eine vorgefaßte Meinung kann die fortschreitende Entwicklung derselben verneinen wollen; Cultur aber ist ohne ideale Ziele ebenso unerklärlich als unmöglich; folglich ist es wirklich selbst eine Illusion, jene sogenannten Illusionen beseitigen zu wollen, und demjenigen, der dieß unternimmt, verbleibt nur der nackte Nihilismus einer Abnegation des Lebenwollens. Das ist eben die Beschränktheit und Niedrigkeit der pessimistischen Anschauung, daß sie folgerichtig durchgeführt Alles abstreift, was erhebend und adelnd wirkt. Pessimist kann nur sein, wem das Gefühl des letzten idealen Funkens und hiemit jeder Halt derartig abhanden gekommen ist, daß alle Thatkraft nicht etwa nur vorübergehend gelähmt, sondern einem völligen Erstickungstode erlegen ist. Allerdings ist in den verschiedenen literarischen Erscheinungen

des Pessimismus zuweilen auch eine an sich rühmliche Bekämpfung des Egoismus zu Tag getreten, insoferne sowohl im Allgemeinen der Verzicht auf das Lebenwollen den selbstischen Neigungen Abbruch thun muß, als auch insbesondere die Forderung der Freundeshilfe gegen die feindlichen Naturgewalten betont wurde; aber da letzteres jedenfalls wieder eine Anstrengung und folglich Schmerz in sich trägt, wird der consequente Pessimist es vorziehen müssen, sich nicht weiter zu bemühen, sondern passiv ruhig in Nirwana aufzugehen und hiedurch das absolute Unbewußte in desselben eigener Befreiung von der verzweiflungsvollen Welt-Existenz zu unterstützen.

Wenn hingegen jede Zielstrebigkeit nur als eine Kraftäußerung und als ein Thun zu denken ist, so werden auch die idealen Impulse des Menschen nicht in einem Dahinträumen bestehen, sondern Thätigkeit allein führt zu dem Gefühle der Befriedigung über ein erstrebtes Ziel. Alle Ideen ja haben nur so viel Werth, als sie Kraft der Verwirklichung in sich tragen. Gewinnen wir so als vollgiltige und umfassende Formel die Forderung, „aus dem Vorhandenen das Bestmögliche zu machen", so kann die Berechtigung des Optimismus nicht mehr bestritten werden. Unter dem „Vorhandenen" verstehen wir die gesammte Summe der äußeren natürlichen und menschlich-geschichtlichen Umgebung nebst der eigenen Begabung des Individuums nach all seinen Seiten in dem Worte „machen" liegt uns die unweigerliche und

unerläßliche Forderung der Selbstthätigkeit, und das „Bestmögliche“ wird zweifellos den mannigfachen idealen Zielen entsprechen. Sowie der Magnet seine Kraft verliert, wenn er längere Zeit nicht in der passenden Richtung liegt, so bedarf der Mensch idealer Zwecke, wenn er nicht zu einer Stufe herabsinken soll, auf welcher nur das Animalische im Reste bleibt. In der Richtung aller geistigen Ziele liegt es, daß das Wollen über das Können geht, denn letzteres selbst wird durch ersteres allmälig gesteigert, indem der Wille unabläßig das Ziel höher rückt. So ist es die Arbeit, welche in beseligender Ueberwindung der Schwierigkeiten zu jenem Adel der Gesinnung und zu jener Energie führt, welche als Herrin ihrer selbst und des ganzen Lebens ihre Befriedigung erreicht und jeden Pessimismus grundsätzlich ausschließt. Für jene Anschauung, wornach in der Arbeit durchaus Nichts als eine schmerzliche Last erblickt werden will, gestehen wir einfach überhaupt kein Verständniß zu haben. Durch Arbeit ja sind alle Individuen und Völker groß geworden, wenn sie es geworden. Wenn Jeder in seinem Wirkungs-Gebiete, sei dasselbe größer oder kleiner, stärker oder schwächer, tiefer oder seichter, sich zweckentsprechend bethätigt, wird er seines eigenen Werthes nicht bloß bewußt, sondern auch froh sein. In solchem Grundsatze stimmen unsere beiden großen nationalen Dichter überein, wenn wir bei dem einen (Schiller) lesen:

„Erst dann genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs neu erbeute“

und bei dem anderen (Goethe):

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß".

Immer aber ist es der allgemeine Menschenwerth, auf welchen wir uns hiebei berufen, und die idealen Zwecke sind es, deren Verwirklichung den berechtigten Optimismus mit sich bringt. Ausgeschlossen daher bleibt der Individualismus einer sich selbst bespiegelnden Eitelkeit, welche nur für äußere Vorzüge ein Verständniß besitzt, ausgeschlossen auch der Egoismus des Hochmuthes, welcher die Mitmenschen verachtend sich im individuellen Alleinbesitze des Seinsollenden wähnt, und ausgeschlossen auch selbstverständlicher Weise die höhnische Freude, welche einen Werth darein legt, das Unschöne, das Unsittliche, das Unrecht und das Unwahre zu verwirklichen d. h. überhaupt nur in positivem Gegensatze gegen die idealen Zwecke den Trieb selbstständiger Thätigkeit zu verwerthen. Und ebensowenig werden wir den Galgenhumor als berechtigten Optimismus gelten lassen, daher auch schwerlich es freudig begrüßen, wenn die pessimistische Literatur in einer ihrer extremsten Erscheinungen zu einer derartigen fröhlichen Stimmung umschlägt und uns auffordert, „eine Harlekins-Jacke aus dem Leichentuche zu machen, da auf dieser langweiligen Lehmkugel es noch das vernünftigste sei, unvernünftig zu sein."

Den Hohn, welchen etwa Pessimisten über unsere Ansicht ergießen könnten, indem sie mit einem ihrer hervorragendsten

Meister den Optimismus geradezu als eine ruchlose Denkweise bezeichnen, dürfen wir wohl mit einem mitleidigen, aber ruhigen Lächeln erwidern, insoferne uns nach unbefangenster Erwägung es sich bewahrheitet, daß irgend ein idealer Sinn dem Menschen wesentlich und folglich unverwüstlich einwohne, so daß die jüngst beliebte Weltverteuflung wohl nie geistiges Gemeingut werden könne, sondern einigen wenigen eigenthümlich bevorzugten Denkern zu ihrem besonderen idealen Vergnügen vorbehalten bleiben möge.

Die Frage, ob die Welt wirklich objectiv die bestmögliche sei, liegt völlig außerhalb unserer Erwägung; man spricht dabei so gerne von der Welt und denkt eben doch eigentlich nur an das Pünktchen Erde, und zugleich mißt man die Güte derselben ja nur nach dem Maßstabe dessen, was uns gut und zuträglich zu sein dünkt, also immer nach unseren eigenen Interessen. Und wenn dann hiebei jene Frage in Anbetracht des zahllosen Mißlichen, welches unserem eigenen Leibe anklebt und den uns umgebenden Naturdingen einwohnt, geradezu verneint werden muß, so erblicken wir hierin nur das Zugeständniß, daß das goldene Zeitalter oder die sog. paradiesische Existenz lediglich poetisches Ideal ist, durch welches wir uns eben über das concret Materielle erheben, d. h. daß in dem wirklichen Dasein nicht mühelos noch thatenlos durch bloßes Genießen die Zielstrebigkeit des Menschen ihre Erfüllung findet, sondern Tausende kleinerer und größerer chaotischer Hemmnisse durch eigene Menschen-Kraft zu

überwinden sind. Somit begründen wir auch den Optimismus wahrlich nicht auf ein quietistisch genüßliches Behagen an dem Vorhandenen, sondern in die zweckvolle Bewältigung und Beherrschung des Gegebenen mußten wir die wesentliche Bethätigung des Menschen verlegen. Mag die Welt, d. h. näher die Erde, qualitativ beschaffen sein wie sie will, wir stellen für uns das erreichbar Höchste her. Dieß genügt uns.

Desgleichen verzichten wir darauf, die bei solchem Kampfe sich ergebende Summe des Glückes und des Unglückes, des erfreuenden Gutes und des drückenden Uebels festzustellen. Wir stehen hiebei vor einer Sachlage, bei welcher wir entschieden gegen den vielbenützten Satz, daß Zahlen sprechen, einen Einwand erheben müssen. Zahlen nemlich sprechen nur, wo und soweit sie eben können. Wer aber darf sich vermessen, es in Zahlen auszudrücken, wie Ein und der nemliche Thatbestand von den Menschen je nach Alter, Geschlecht, leiblicher Gesundheit, psychischer Anlage, Erziehung, Gewohnheit, Bildung und Berufsclassen in unzähligen Abstufungen mehr oder minder als glückliches Wohlbehagen oder als mißliches Uebel empfunden wird. Durch die qualitative Entstehung und Verschiedenheit der Lust- und Schmerz-Gefühle wird jede quantitative Gruppirung derselben in endlosem Wechsel durchkreuzt und durchstrichen sich als völlig hinfällig erweisen. Vollends aber uns das ungetrübte Glück der Thiere gegenüberzustellen, muß den Bewunderern des Unbewußten überlassen bleiben.

Daß der menschliche Wille es nicht vermag, den unermeßlichen Gewalten der Natur allseitig zu gebieten, daß es an ungezählten größeren und kleineren regelmäßig bestehenden oder wiederkehrenden Uebeln, ja auch an gräßlichen und entsetzlichen Katastrophen nicht gebricht, wird auch der auf die idealen Ziele blickende Optimist nicht verneinen, und wenn wir uns die individuelle Lage einzelner wahrhaft Unglücklicher vergegenwärtigen, deren ganze Thatkraft durch unverschuldetes äußerstes Elend verschiedenster Art gelähmt sein kann, so werden wir uns wahrlich nicht der doctrinären Uebertreibung schuldig machen, zu fordern, daß der Mensch auch in einem thatsächlich hoffnungslosem bleibenden Zustande sich an freudig heiterem Optimismus stärke. Aber trotzdem zweifeln wir, ob er berechtigt sei, sich dem Pessimismus als einem Systeme objectiver Weltanschauung hinzugeben. Trost ist ebenso sehr ein vieldeutiges Wort als an sich ein gar relatives Ding. Wir geben zu, daß es kaum ein Trost ist, sich gegenüber vielen Glücklicheren als eine der mannigfach vorkommenden Ausnahmen zu wissen, sowie ja überhaupt das Vergleichen in solcher Beziehung eher drückend als anregend wirken mag; aber etwas tröstlicher kann bereits der Sinnspruch eines unbekannten Autors betreffs der socii malorum gedeutet werden, und wenn damit etwa des Horatius „Nil admirari“ in Anwendung auf die selbsteigene Individualität verbunden wird, so kann sich bei einer im Uebrigen normalen Anlage die „Resignation“ ergeben, in welcher nicht ohne Blick auf das

Allgemeine immerhin noch die Menschenwürde aufrecht erhalten bleibt und die Gefahr, in derselben zu sinken, abgewendet ist. Und auch dieß wird je nach Umständen genügen müssen.

Doch während hiemit auch jener Fälle gedacht werden mußte, in welchen das Bild des Lebens in düsteren Farben erscheint, befinde ich mich hier in der erfreulichen Lage, zu einer akademischen Jugend zu sprechen, welche in der Vollkraft ihrer Entwicklungsfähigkeit freudigen Herzens ein hoch gestecktes Ziel zu erreichen bemüht ist. „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken", — dieß fühlen Sie bereits als Erlebniß in Ihrem Innern, und werden, wie ich hoffe und wünsche, es noch in oftmaliger Wiederholung von Neuem erleben. Sie tragen ideale Wünsche in Sich, bei welchen Sie nicht etwa mit geträumter Befriedigung ein müssiges Spiel treiben, sondern in welchen die wirksame Triebfeder eines zwecksetzenden Wollens Ihnen den Pfad der Entwicklung zu Besserem und abermals Besserem erschließt. So ruft Ihnen Schiller zu:

„Rastlos vorwärts mußt Du streben,
Nie ermüdet stille stehen."

Nicht berechnen werden Sie Ihre Zukunft, wohl aber im Vertrauen auf den Werth Ihrer eigenen Kräfte mit unbefangenem optimistischen Frohsinne Sich einer Arbeit hingeben, deren Erfolg die Erfüllung Ihrer Wünsche mit sich bringen soll.

Wohl wird bei gar Manchem von Ihnen in Einer Beziehung ein drückendes Gefühl die Freude des Strebens begleiten oder durchkreuzen, nämlich daß der selbst-eigene Erwerb der unerläßlichen äußeren Lebensbedingungen erst noch einer späteren Zukunft anheimgegeben bleibt, und Sie zur Zeit von der liebenden Beihilfe der Ihnen näher oder nächst Stehenden abhängig sind, ja vielfach denselben Sorge und Bedrängniß verursachen. Darum auch werden Sie die Ihnen so zu Gebot stehenden Mittel nicht unnütz vergeuden, sondern zu Ihrer eigenen Beruhigung auch in Ihrer freudig heranblühenden Jünglingsperiode den Ernst des Lebens nicht vergessen, welcher von dem wahrhaften Werthe des Menschen und somit vom richtigen Optimismus gar nicht getrennt werden kann.

Ein grämliches Dahinbrüten oder einen blasirten Verzicht auf jede heitere Stunde wird wahrlich derjenige nicht empfehlen, welcher den Pessimismus bekämpfen will. Die idealen Genüsse und Erholungen, welche vom modernen Leben und der jetzigen gebildeten Gesellschaft dargeboten werden, sind von dem Streben nach allseitiger Berufsbildung nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern wirken fördernd, befreiend, ermuthigend und belebend, soferne sie nicht als alleiniger Selbstzweck, sondern als dienstbare Momente in der Entwicklung des ganzen vollen Menschenwesens gelten. In solchem Sinne leitet Sie Ihr eigenes Gemüth dazu, die Farben harmonisch zu mischen und dem Ernste die Heiterkeit beizugesellen.

In Ihrer Arbeit aber, — denn daß es sich auch um Arbeit handelt, steht uns zweifellos fest — winken Ihnen freudig erregend die idealen Ziele des der Wissenschaft zugewendeten Strebens. In einer segensvoll innigen Vereinigung bietet Ihnen die Universität sowohl den wissenschaftlichen Stoff für sogenannte praktische Berufe als auch zugleich die formelle Behandlungsweise, durch welche der Beruf des Meisters der Wissenschaft ermöglicht wird; denn wenn auch diese beiden Richtungen in der persönlichen Wahl der Lebensstellung sich scheiden, so beruht doch die Lebensader unserer höchsten Bildungsanstalten gerade darin, daß sie sich vor und über der zur Trivialität gewordenen Scheidung zwischen Theorie und Praxis bewegen, indem sie in mannigfachem Grade eine Wechselbeziehung derselben darbieten, deren Beherrscherin selbst eben nur die Wissenschaft ist und bleibt.

So erwarten Sie von dem Ihnen hier gebotenen je nach freier Wahl befriedigende Ergebnisse für die mannigfaltigsten Berufsarten, in deren jeder Sie Sich auf dem Boden einer nie stillestehenden, sondern stets wenn auch unmerklich fortschreitenden Entwicklung sowohl der realen Verhältnisse als auch der wissenschaftlichen Auffassung befinden werden. Was Sie von hier aus den verschiedenen Facultäten als Erworbenes mit Sich fortnehmen, ist ein nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft für Sie bereitetes geistiges Capital, welches durch Unthätigkeit nicht nur, — wie betreffs der edlen Metalle richtig gesagt wird —, todt liegen, sondern

geradezu allmälig dahinschwinden würde, wohingegen jede Beschäftigung mit demselben bereits zu einer Rente führt, welche so zu sagen unabsichtlich admassirt wird. Diese dient dann von Schritt zu Schritt sowohl der eigenen Fortbildung als auch dem erwähnten allgemeinen Entwiklungsgange, und hieraus kann die beseligende Befriedigung in das Gemüth des Thatkräftigen zurückströmen, nicht vergeblich, sondern sachgemäß und zweckentsprechend in der Mitwelt zu wirken, indem in Wissenschaft und Leben die Errungenschaft der auf der Vergangenheit fußenden Jetztzeit ihrer stets gesteigerten Verwerthung für die Zukunft entgegengeführt wird.

Es gibt für die studirende Jugend, welche das Bewußtsein solcher Ziele in sich trägt, kaum ein treffenderes poetisches Symbol, als den schönen hellenischen Mythus der Epigonen-Sage. Wie die Sieben vor Theben muthig kämpfend fielen, ohne die Stadt erobert zu haben, ihre Epigonen aber es waren, welche schließlich siegreich dort einzogen, so wiederholte sich seit dem Beginne der Cultur unabläßig in den Generationen der Menschheit solcher Wechsellauf von Kampf und Sieg. Immer gab es, auch jetzt gibt es, und stets wird es etwas geben, was noch geistig zu erobern ist, und jedes Jahrhundert, ja wohl jedes Jahrzehend hat in Anknüpfung an die Leistungen früherer Zeit wahrlich den einen oder anderen Punct, welcher als uneinnehmbar galt, schließlich bewältigt, während zugleich

Anderes der Thatkraft künftiger Geschlechter überlassen werden muß.

Fühlen Sie Sich, — dieß möchte ich Ihnen zurufen —, und bethätigen Sie Sich als Epigonen, indem Sie Sich auf Grund des bisher Erreichten weitere Ziele Ihrer künftigen thatenreichen Entwicklung setzen; dann werden Sie im Gefühle des eigenen Werthes Sich einem berechtigten Optimismus nicht verschließen.

Und wenn Sie auch für uns, Ihre sämmtlichen Lehrer, ein Gleichniß gestatten wollen, so möchte ich eine in manchen Büchern früherer Jahrhunderte sichtliche Titel-Vignette wählen, nämlich das Symbol der aufopfernden Liebe, den Storch, welcher seine Jungen mit seinem eigenen Herzblute nährt. Falls Sie das Vertrauen hegen, daß wir wirklich in solcher Hingebung unsere innersten Kräfte Ihnen widmen, werden Sie an der Universität nicht ohne Begeisterung in dem freudigen Bewußtsein verweilen, daß Sie Sich auf dem Wege befinden, aus dem Vorhandenen das Bestmögliche zu machen.



